

ZEIT ZUM FRAGEN

Hans-Jörg Dost

In seinem Buch „VERSUCH, IN DER WAHHEIT ZU LEBEN“ sagt Vaclav Havel schon im Jahr 1979 -also zehn Jahre vor „jenem Herbst“ -, einer möglichen Befreiung aus der Diktatur habe die „existentielle Revolution“ zu folgen. Erst sie ermögliche eine „sittliche Rekonstruktion der Gesellschaft“. Wir alle spüren, was er im selben Buch aussprach: Die bloße Hinwendung zu den üblichen Mechanismen der westlichen oder bürgerlichen Demokratien bringt uns noch keine wirkliche Befreiung von dem, was einengt und Leben nimmt. Darunter leiden wir, und wir quälen einander - und ein jeder sich selbst - mit Fragen:

Wieso hat uns die Kraft verlassen, die uns doch aufbegehren ließ? Das einst Erstrebenswerte wurde zur neuen Zumutung, der wir uns ausgeliefert fühlen, solange wir nichts dagegen tun. Selbstverständlich müßten wir weiterhin handeln, wo doch die erste Etappe erreicht werden konnte - aber was sollen wir tun? Und woher gewinnen wir die Kraft aufs neue, die wir doch kennenlernten, und die Motivation? - das Gefühl unseres Ausgeliefertseins lähmt uns in gleicher Weise wie unsere Rat- und Tatlosigkeit.

Aber könnte uns denn ein umfassendes Maß an Aktivität der Einzelnen und gesellschaftlicher Organisationsfähigkeit wirklich rasch ans unentbehrliche Ziel bringen? Wie denn können wir Antwort finden auf unser neuerliches Aufbegehren? Wonach genau müßte unsereins heute dringend fragen? - Mir scheint, uns treibt nicht nur um, was von außen auf uns einstürzt. Solange wir dem Drang nach schnellen praktischen Lösungen erliegen, werden wir nicht dazu kommen, in Ruhe unser Befinden zu analysieren und aus solcher Analyse unsere wichtigen Fragen zu finden. Es ist doch das richtige Fragen, was uns voranbringt. Denn das geht allemal einer möglichen Antwort voraus. Hat uns in der Vergangenheit nicht die Vorgabe von Antworten, die keine Fragen duldeten, erschlagen? Hat uns denn nicht andererseits in der Zeit vor dem Herbst 89 das gemeinsame Fragen zusammengeführt? - Wer sich die Zeit zum Fragen nicht läßt, wird in die Psychose geführt und droht in ihr umzukommen.

Wir leben in der Stadt, von der eine weltverändernde Bewegung ausging. Hier zog sich einer aus dem öffentlichen Leben in die Mauern des Augustinerklosters zurück - nicht in der Absicht, dieses ein für allemal hinter sich zu lassen, sondern um die Grundfrage seiner Zeit herauszufinden. Als sie gefunden war, provozierte sie eine Flut pluraler Antworten, die schließlich in Aktivität umschlagen konnte. Der Mönch, der sich zuallererst seiner eigenen Situation bewußt werden wollte, besann sich zugleich auch all dessen, was schon gedacht und gefragt war.

In der Turbulenz des Alltäglichen kann es geschehen, daß einem entfällt oder verdeckt wird, was eigentlich zur Verfügung stehen könnte. In seiner naiven und anrührenden Art läßt der amerikanische Dramatiker Thornton Wilder seinen Protagonisten nach der Weltkriegskatastrophe die angekohlten Bücher aus der Asche klauben und aufs neue befragen. Was einmal in der Lage war zu tragen und zu motivieren, kann das - auch wenn es in Vergessenheit geriet- zukünftig ohne Belang sein?

1973 formulierte Günter Kunert in einem Interview die Frage: „Wer sagt mir, wer ich bin und wozu ich da bin?“ - In dem Maße, wie man dahinterkäme, was denn die eigene Existenz ausmacht, wäre man nicht nur in die Lage versetzt, dieselbe zu bestehen, es gelänge wohl auch, mit der Andersgearteter und Andersdenkender umzugehen. Die Fähigkeit zur Toleranz, auf die wir alle angewiesen sind, das Vermögen, Leiden einen Sinn abzugewinnen, wenn es sich mit dem Leben verbindet - beides resultiert doch offensichtlich daraus, daß man sich seiner selbst gewiß zu sein vermag. Woher aber erfahre ich es? „Wer sagt es mir?“ lautet die Frage vollständig. Und Kunert fährt fort: „In einer gottlosen Zeit sind die Menschen natürlich ganz schlimm dran, weil sie die metaphysische Sicherheit verloren haben. (Sie wissen nicht mehr), wer sie sind, was mit ihnen geschieht und wozu sie existieren und was eigentlich der Endzweck dieser Existenz ist.“

Früher also konnten die Menschen einen Gott befragen. Von dem haben sie sich unterdessen gelöst, befreit - wie manche empfinden. Wen oder was aber befragt man heute. Erfährt man Antwort ganz und gar aus sich selbst? - Wer das gewagt hat, ist zumeist gescheitert. Schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat der ungarische Dramatiker Imre Madách die „Tragödie des Menschen“ beschrieben: Mit der Befreiung von Gott verliert der Mensch die Normen für das Miteinander. Im vorletzten Bild seiner Tragödie läßt er Adam gemeinsam mit Luzifer in den Weltraum fahren. Er entfernt sich von Gott und von sich selbst. Folgerichtig endet alles in einer neuen Eiszeit, in der der Mensch mit allen Mühen lediglich noch seinen animalischen Bedürfnissen nachzugehen vermag.

Was wäre zurückzugewinnen, um unser Zusammenleben menschenwürdig gestalten zu können? Was kann den „neuen Geist“, den Havel für das neue Beginnen fordert, mit „Menschlichem Inhalt“ füllen? Die Rückkehr zu einem für viele unakzeptablen Gottesbild? Einordnung in einen unverständlich gewordenen Kultvollzug? Ist das Religiössein denn die Voraussetzung für solche überlebenswichtige Erkenntnisse?

Da wären noch andere Fragen zu stellen: Hat der Mensch mit dem überalterten Gottesbild wirklich seine Religiosität aufgegeben? Vielleicht muß man das Wort nicht mehr gebrauchen, aber würde das dem Wesen jenes Wortes entsprechen, daß auch wir Heutigen nicht aufhören können, nach Antwort auf jene Frage zu trachten, ja auf Verstandenwerden und Verstehenkönnen zu drängen, weil wir zumindest ahnen, daß von einer Antwort auf solches Fragen alles für unser Wohl und Wehe abhängen könnte?

Um 1300 hat Meister Eckhart die Kühnheit besessen, sich von der Vorstellung eines personalen Gottes zu lösen und zugleich sich in seinem Fragen dem Gegenüber des Göttlichen auszusetzen. Er hat nicht nur entdecken können, daß gerade auf diese Weise ein Dialog mit Gott möglich bleibt - er vermochte darüber hinaus, das Göttliche auf sich wirken zu lassen und in solchem Ringen Erkenntnisse zu gewinnen, die bis in unser Jahrhundert hinein von Bedeutung sind, ja zu einer weiteren Grundfrage unserer heutigen Existenz führen, die von Erich Fromm formuliert wurde und heißt: „Haben oder Sein“? Sie wird uns weiter beschäftigen. Auch wenn sie mitunter von manchem aufgrund ihrer Einfachheit, aber auch aufgrund ihrer Konsequenzen, belächelt und geringgeschätzt wird - von dem, was die se Frage hervorbringt, hängt vieles Entscheidende ab.

Unvoreingenommenes Befragen der gegenwärtigen eigenen und gemeinsamen Lage, unvoreingenommenes Befragen des Alten wie des neu Gedachten schließt Handeln nicht aus. Wir werden uns immer gedulden müssen mit einer endgültigen Antwort auf unser Fragen. Und doch können wir handlungsfähig sein. Das behauptet eine Geschichte aus einem religiösen Buch. So ist sie bekannt und überliefert: Einer bleibt ausgeraubt und zusammengeslagen am Wegrand liegen. Zwei gehen vorüber und lassen sich durch nichts von ihren Geschäften abbringen. Ein Dritter kommt, sieht und hilft. - Und der tröstliche Zusatz zu dieser Geschichte lautet: Dieser Dritte kennt Gott nicht. Und kann doch sein Wesen und seinen Willen erfassen. Weil er eben wie ein wirklicher Mensch zu handeln vermag.

In Fred Wanders „SIEBTEM BRUNNEN“, das ich für ein Jahrhundertbuch halte, sieht Mendel Teichmann, der Rabbiner Gottes, seine Aufgabe nicht darin, seinen KZ-Mithäftlingen Gott zu erklären. Er motiviert gerade angesichts des Todbringenden immer wieder und unbeirrbar zum Menschlichen. Und er läßt keinen Zweifel daran aufkommen, wen er befragt.

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation* Heft I /12 1993,
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>